Nr.5
2009

behinderte menschen

Zeitschrift für gemeinsames Leben, Lernen und Arbeiten

Verhalten an der **Grenze**

www.behindertemenschen.at

P.b.b. · GZ 02Z032433 M · Erscheinungsort Graz · Verlagspostamt 8020 Graz • 32. Jahrgang • ISSN 1561-2791 • Preis pro Nummer 9,00 Euro

An der Grenze – Begleitung von Menschen mit herausforderndem Verhalten

Dieter Fischer

Wird die Grenze des Leidens überschritten,
gerät die unerschütterlichste Tugend auf Abwege.
(Victor Hugo)

Was man die Grenzen der Dinge nennt, fängt da an,
wo die Dinge aufhören und hört da auf, wo die Dinge anfangen.
(Dschuang Dsi)

Es ist tatsächlich so – manche professionellen Helfer oder Begleiter können von ihren zu betreuenden Kinder, Jugendlichen, aber auch von erwachsenen Männern und Frauen erzählen wie von einem Raritäten-Kabarett. Manchmal ist ein gewisser Witz dabei im Sinne von „Du wirst nicht glauben, was der Jens heute wieder angestellt hat!“, oder aber man übertrumpft sich mit den Absurditäten, die man alltäglich oder allnächtlich erlebt und nicht selten erleidet. Ein gewisser Galgenhumor muss erlaubt sein, wenn dieser nicht den letzten Rest von Liebenswürdigkeit verdrängt.

Herausfordernde Situationen bis an die Grenze des Erträglichen gibt es in nahezu jedem Beruf, in dem man mit Menschen zu tun hat. In einem TV-Bericht über ein Luxus-Hotel wurde ein Gag gezeigt, der MitarbeiterInnen im Service bei Bedarf Gelegenheit bietet, sich möglichen Ärger oder gar Wut aus dem Leib zu laufen oder zu schreien. „Unmöglich dieser Gast am Tisch 14! Was die sich alles erlauben, nur weil sie das große Geld haben…!“, um anschließend wieder mit Freundlichkeit an den gleichen Tisch zurückzukehren und jenen verwöhnten und nervenden Gast nach seinen nächsten Wünschen zu fragen.

So einfach ist das allerdings nicht, wenn man beruflich mit Menschen samt deren herausforderndem Verhalten arbeitet, Das Beispiel aus jenem Luxus-Hotel verweist einmal mehr auf die Notwendigkeit, die Selbstsorge um die eigene Psychohygiene gerade im Kontext sozialer Dienstleistungen nicht zu gering zu schätzen. Die nachfolgenden Beispiele für schwieriges Verhalten unterstreichen dies:

Beispiel 1:

Eine demente Frau in einem Senioren-Pflegeheim schreit schier den ganzen Tag „Hilfe“, „Hilfe“ – doch nichts in der Welt kann dieses „Hilfe“ stoppen. Es scheint, als habe sich dieses Wort „Hilfe“ bei ihr schon verselbständigt, dass der ehemals gegebene oder auch gefühlte Anlass verschwunden scheint – oder aber immer noch gegenwärtig ist, jedoch von ihren Betreuern nicht mehr „erreicht“ und damit nicht mehr gestoppt werden kann. Eine ähnliche Situation erlebte ich in einem anderen Haus. Dort ging es um das Wort „bitte“!

Beispiel 2:

Ein als aggressiv bekannter Mann sollte nach längerer Zeit der Hospitalisierung an die „Öffentlichkeit“ gewohnt werden. Er konnte zwar mit der Zeit alleine mit dem Bus in die nahe Stadt zu fahren, doch immer wieder ereilte ihn ein aggressiver „Schub“, sodass derjenige, der zufällig neben ihm stand, einen Schlag gegen die Brust oder an den Kopf bekam. Paul, so sein Name, konnte darüber sprechen und weitere Attacken keineswegs ausschließen. „Daran müssen sich die Menschen bei mir gewöhnen. Warum das so ist, das weiß ich selbst nicht!“ (Beispiel aus der TV-Dokumentation „Das andere Dorf“ – ARTE 2005)

Beispiel 3:

Hanna, nach einer schwierigen Geburt endlich, dazu sehnlichst erwartet auf die Welt gekommen, schreit von 24 Stunden nahezu 2o Stunden ohne Unterbrechung. Der Besuch in einer Schreiambulanz brachte keine wesentliche Veränderung. Das Suchen nach Hilfe bei den unterschiedlichsten Fachleuten erstreckte sich fast über zwei Jahre. Derzeit hat sich Hanna beruhigt, während die Eltern immer noch an den massiven Beeinträchtigungen leiden – obwohl sie bemüht sind, mit dem behinderten Mädchen ein zunehmend normales und anregungsreiches Leben zu führen.

Beispiel 4:

Ein Frau mittleren Alters hortet wahllos alles um sich, was ihr begegnet – seien es Behältnisse, alte Zeitungen, Werbeprospekte, Speisereste oder benutztes Geschirr. Sie findet kaum ins eigene Bett; der sich einnistende Geruch stört sie nicht und jedem Versuch, mit ihr zusammen eine Ordnung in ihrer kleinen Wohnung vorzunehmen, widersetzt sie sich. Sie empfindet solche „Hilfeleistungen“ als Bedrohung. Zwanghaft

erfolgtes Aufräumen nützt nur vorübergehend – nach wenigen Tagen türmen sich schon wieder viel zu viele Sachen. Das TV-Gerät läuft meist den ganzen Tag; an eine Arbeit oder eine Beschäftigung ist derzeit (noch) nicht zu denken. Sie findet aus sich und ihrem Eingesponnensein kaum heraus.

Das Gemeinsame dieser Beispiele, die mühelos fortgesetzt werden könnten, ist eine ungestüme, kaum zu kontrollierende Aktivität. Die hierbei innewohnende Energie allerdings findet – zumindest von außen gesehen – oft kein produktives Ziel. Wir vermissen zudem kommunikative Prozesse. Diese würden sich durch ein lebendiges Hin und Her auszeichnen und sowohl für die Umgebung als auch für den Akteur selbst Befriedigung, Wohlergehen und Sinn erbringen. Verfolgen wir jedoch die *Innensicht,* sind diese Aussagen so kaum haltbar. Selbst wenn es sich um sich verselbständigende Verhaltensweisen handelt, tragen diese einen Sinnkern in sich, der sich oft nur via Vermutungen erschließt, einem stringenten analytischen Zugangs dagegen sich meist verweigert.

Grenzwertig wird ein Verhalten immer dann, wenn dieses dem einzelnen Akteur oder auch der Umwelt schadet. Spätestens jetzt stellt sich die Frage nach einer heilpädagogischen oder auch therapeutischen Intervention. Das Leben selbst darf nicht gefährdet werden – und wenn schon keine Veränderung im Sinne einer Besserung zu erreichen ist, so stellt sich die Frage nach einer entsprechenden Vor- und Fürsorge, einer hilfreichen Begleitung wie auch nach einem auf die Zukunft hin gesehenen Schutz. Doch bevor man aktiv wird, sollte eine Auseinandersetzung mit jenem Phänomen „Grenze“ erfolgen, wenn wir solch schwierige Verhaltensweisen selbst als „grenzwertig“ bezeichnen. Die Grenze selbst gilt dabei als der schillerndste, wenngleich auch schwierigste Ort allen menschlichen Lebens.

Zum Phänomen der Grenze

Aber man kann zweifeln, ob es wohlgetan ist, alle Handlungen der Menschen durch eine Kette von Gesetzen fest zu umgrenzen, so dass sie eine Übertretung nicht mehr wagen.
(Johann Amos Comenius)

Grenzen haben ein- und ausschließenden Charakter. Sie markieren das persönliche Terrain und lassen dieses deshalb anderen gegenüber oft sehr entschieden verteidigen. Grenzüberschreitungen werden geahndet, wenn sie nicht auf Grund einer Erlaubnis oder Einladung erfolgen. Normalerweise können Menschen selbst entscheiden, ob sie sich *innerhalb* oder *außerhalb* der von ihnen (an)gegebenen Grenzen bewegen. Es ist reizvoll, zwischen *drinnen* und *draußen* wechseln zu können. Wer diese Freiheit einbüßt – z.B. auf Grund einer Strafe oder auch einer Krankheit oder Behinderung, leidet meist darunter. Will man dennoch die Grenzen überwinden, erfordert dies eine große Kraftanstrengung, immer auch eine Idee und viel Geschick. Ausbrüche unterschiedlicher Art sind Beispiele hierfür. Wer körperlich dazu nicht in der Lage ist oder ihm äußere Gegebenheit dieses Wollen versagen, kann Grenzen trotzdem überwinden. Weder die Sehnsucht noch das Träumen machen vor Grenzen halt. Die meisten Tränen allerdings fließen auf Grund der Tatsache, weder körperlich noch geistig in der Lage zu sein, Grenzen zu überwinden. *Machtlosigkeit* entwickelt sich in Folge zu einem *existentiell bedeutsamen Grundgefühl.* Und so gilt: Grenzen geben auf der einen Seite Sicherheit, gleichzeitig begrenzen sie auf der anderen Seite. Und bereits durch diese Spannung können häufig Probleme entstehen. Haben Menschen erst einmal Grenzen festgelegt, werden sie diese auch verteidigen. Es geht um Sein oder Nichtsein als die alles entscheidende Frage bzgl. der eigenen Identität.
Dank jenes Drinnen und Draußen hat der Mensch die Möglichkeit, sich entweder in Freiheit und damit in einem ungesicherten, offenen Land zu bewegen, dort Entdeckungen zu machen oder Neues *(Stenger 2002)* zu erlernen, oder aber bei Müdigkeit sich in das Drinnen zurück zu ziehen, um Stille, Erholung und Ruhe zu erfahren. Man kann dieses Drinnen zu

seiner Burg ausbauen und sich so vor zu vielen Einwirkungen von außen schützen. Wichtig allerdings bleiben die Durchlässigkeit der Grenzen und die damit verbundene Freiheit, seinen Aufenthalt möglichst selbstbestimmt zu wählen. Kein Drinnen zu haben, erleben viele nichtsesshafte Menschen – und kein wirkliches Draußen in Anspruch nehmen zu können, alle jene, die in sich selbst autistisch gefangen oder sonst wie dauerhaft schwer beeinträchtigt oder krankheitsbedingt schwach und mutlos sind.
Besonders spannend ist es, im Leben ein „Grenzgänger" zu sein – quasi „auf der Grenze" zu leben. Man könnte an das Borderline-Syndrom denken, aber auch an viele künstlerisch schaffende Persönlichkeiten. Sie würden weder in der totalen Offenheit noch im völligen Rückzug nur annähernd gleich produktiv sein können. Das Schillernde mag auch auf fehlende Entschiedenheit verweisen und dem Bedürfen, möglichst beides meist gleichzeitig zu haben. *Drinnen* herrschen oft sehr *individuelle* Regeln, *draußen* vorwiegend allgemein *verbindliche* Normen. Sich in beiden Territorien aufzuhalten, erfordert eine gewisse geistige wie auch psychische Flexibilität, um nicht in Probleme oder gar Konflikte zu geraten. Man sollte wissen, wer man selbst ist und was man sich bedeutet, und gleichzeitig wahrnehmen, wie es sich draußen oder auch bei „den anderen" anfühlt. Flexibilität in diesem Sinne ist nie nur eine Frage der kognitiven Leistung und sozialen Reife, sondern immer auch Ergebnis biografischer Ereignisse wie auch der erworbenen Empathie. Unsicherheit verstärkt den Rückzug; eine innere Dürftigkeit kann umgekehrt Anlass sein, sich vorwiegend nach draußen zu orientieren. Man geht auf diese Weise z.B. belastender Langweile aus dem Weg oder kann sich auf Grund von Missbefinden und Ängsten draußen ablenken zu lassen. Unabhängig davon gilt: „Um etwas Neues oder die größere Wirklichkeit erleben zu können, müssen wir unsere Grenzen erweitern" *(Johann Amos Comenius)* und immer wieder überwinden, anstatt stets neue Hindernisse zu bauen.
Die Fähigkeit, selbst Grenzen zu errichten, dazu mit bestehenden und fremden wie auch mit eigenen Grenzen umzugehen, ist eine Frage der vollzogenen psychophysischen Entwicklung. Das schließt kognitive Leistungen und das jeweilige Bedürfen nach Selbstsein ganz selbstverständlich mit ein. Kinder lernen von Erwachsenen bzw. dank Erwachsener. Im „Elternnetz" finden sich hierzu – konkret bezogen auf „Grenzen und Regeln" – nachfolgende Hinweise:

„Es ist wichtig, dass sich alle Erwachsenen in einer Familie nicht nur über die in ihr herrschenden Regeln und Grenzen einig sind. Sind sie einmal geklärt, ist es selbstverständlich, dass alle Familienmitglieder sie immer einhalten.

Geschieht dies nicht, verlieren die Erwachsenen in den Augen des Kindes schnell an Glaubwürdigkeit. Legen Sie zum Beispiel fest, dass Sie immer Bescheid geben, wenn Sie außer Haus gehen und wann Sie wiederkommen, müssen Sie diese Abmachung auch einhalten. Gilt als Regel, dass Ihr Kind zu einer bestimmten Zeit schlafen gehen muss, sorgen Sie dafür, dass das auch regelmäßig geschieht.

Um zu erreichen, dass einmal aufgestellte Regeln und Grenzen auch eingehalten werden, sollten Sie

- sich selbst eindeutig verhalten, das heißt sich konsequent an die festgelegten Regeln halten;
- nicht nach Lust und Laune reagieren (wenn Ihr Kind um 19 Uhr im Bett liegen soll, gilt das an jedem Tag, es sei denn, Sie machen eine Ausnahme, zum Beispiel weil es Geburtstag hat);
- sich bei Regelverletzung unmissverständlich verhalten; das heißt, argumentieren Sie nicht, reagieren Sie nicht ängstlich, sondern wiederholen Sie klar und deutlich Ihre Anweisung.

So verschieden Kinder sind, so unterschiedlich reagieren sie auch auf Ge- und Verbote. Bei dem einen reicht eine Wiederholung der Abmachung, ein anderes braucht schon eine Warnung, dass negative Folgen seines Verhaltens unmittelbar eintreten werden.

Beobachten Sie Ihr Kind und finden Sie heraus, wie Sie diesbezüglich mit ihm umgehen müssen." (https://www.elternimnetz.de)

Bei Menschen mit einer geistigen Behinderung oder neurologisch-psychiatrischen Störung haben wir es manchmal mit vergleichbaren Situationen zu tun – wobei deren jeweilige Lebensgeschichte zusätzlich und zudem oft dominierend zu Buche schlägt. Lange Zeiten der Hospitalisierung verändern das Bedürfnis nach Freiheit und Geborgenheit wie auch Ängste, nicht beanspruchte Kräfte und fehlende Zuwendung das jeweilige „Grenz-Verhalten" entscheidend mitbestimmen. Verluste und ausbleibende Anerkennung lassen Müllberge wachsen und fehlende Kraft im Kontext einer Depression bringt jeglichen Impuls zum Aufräumen und Ordnen zum Erliegen. Wer sich hinter seine Grenzen verschanzt oder dort, wo die Grenzzäune zu hoch bzw. Mauern zu massiv geworden sind, sich wohl zu fühlen beginnt, wird weniger von der Welt „draußen" erleben und durch sie lernen. Man verbleibt im Eigenen, übt sich ins Eigene ein und wird am Ende selbst Teil eines symbiotisch anmutenden Ganzen. Die Steuerung des eigenen Verhaltens reduziert sich zugunsten einer Gewöhnung bis hin zu einem schwer nur aufzulösenden Autismus. So kann jemand schier stereotyp Stunden lang „Hilfe" rufen, ohne wirklich Hilfe zu meinen oder gar Hilfe zu brauchen. Auch noch so intensive und persönliche Zuwendung mag hier dieses akustische Geschehen nicht immer unterbrechen oder gar zum Verschwinden bringen.

Leben mit Grenzen – eine Verhaltensaufgabe

Die nachfolgenden Überlegungen gehen davon aus, dass heilpädagogisches Bemühen sich weder im Katalogisieren von Störungen oder Schwierigkeiten noch in der Suche nach erfolgreichen Methoden einer möglichen Verhaltensänderung erschöpft. Vielmehr und allem voran gilt es, ein pädagogisches Verstehen des sich zeigenden Verhalten zu erreichen. Herausforderndes Verhalten ist immer menschliches Verhalten. Diesem geht meist eine Geschichte voraus und gleichzeitig transportiert es eine Botschaft. Erst aus einem solchen Verständnis heraus kann überzeugendes heilpädagogisches Handeln erwachsen und dem anderen dienen.

(1) Zur Begrifflichkeit des Phänomens

Verhalten transportiert immer einen Sinn und wenn auch nur einen subjektiven; es gehört notwendigerweise zum Lebendigsein des Menschen und verfolgt absichtlich oder auch un- bzw. vorbewusst einen „Zweck". Indem sich der Mensch verhält, demonstriert er seine Möglichkeiten wie auch seine Grenzen. Verhalten, in bestimmte Muster gegossen, lässt den Menschen in großer Variationsbreite und Vielfalt agieren. Dies legt ihn aber gleichzeitig fest und macht ihn für sich selbst wie für andere erkennbar.

So gesehen dient Verhalten u.a.

- zur Selbsterhaltung in einem psychischen wie auch biologischen Sinn
- zur Selbstdurchsetzung eigener Ansprüche, Überzeugungen, Meinungen
- zum ‚Erwerb von Wissen, Werten und Kompetenzen
- zur Kommunikation, Mitteilung oder Information
- zur Beschaffung von Erlebnissen und Befinden
- zur Befriedung von Bedürfnissen, Wünschen und Sehnsüchten
- zur Identitätsfindung und Selbstwerterzeugung
- zum Kulturerleben und zur Kulturschaffung
- zum Selbsthalt und zur Kenntlichmachung eigener Positionen
- zur Orientierung der anderen an der eigenen Person
- zur Entlastung individuellem und/oder situativem Befinden

Letztlich unterscheiden wir drei große Gruppen von Verhalten:

(a) das intentionale Verhalten
(b) das rezeptive Verhalten und
(c) das antwortende Verhalten

Zeigt ein Verhalten Einbußen, Defizite oder Störungen, schlägt sich das auf nahezu alle zu erwerbenden Erträge nieder. Und dennoch kann sich selbst ein schwieriges oder schädi-

gendes Verhalten für den „Produzenten“ selbst in einem positiven Sinne wirksam erweisen, weil es subjektiv gesehen sinnvoll ist.

(2) (Heil)Pädagogische Aufgaben im Sinne einer „Verhaltenspädagogik“

Geht es darum, auf der einen Seite den Alltag zu bewältigen und zu gestalten, auf der anderen Seite aber auch Wohlbefinden und Sinn ins eigene Leben zu bringen, muss es der Heilpädagogik ein Anliegen sein, Menschen beim Erwerb von Verhalten zu unterstützen und ihnen bei sich zeigenden oder ergebenden Schwierigkeiten hilfreich, d.h. korrigierend oder ermutigend zur Seite zu stehen.

Die Formung wie die Qualifizierung von *Verhalten* kann als *pädagogische* Aufgabe nur dann übernommen werden, wenn sie *nicht* im Dienst eines Auftraggebers steht. Der Aufbau von Verhalten ist als *individuelle Leistung* des einzelnen einzufordern wie zu unterstützen. Besonders bei behinderten oder beeinträchtigten Menschen ist bzgl. des Verhaltensaufbaus nach *individuellen* Lösungen zu suchen (man kann z.B. auch sehr gepflegt und erfolgreich mit den Füßen essen); gleichzeitig sind individuelle Lösungen auch dann anzuerkennen, wenn sie nicht der Norm entsprechen. Bei Fehlformen von *Verhalten* werden wir helfend eingreifen bzw. versuchen, aus kritischen Situationen herauszuhelfen.

Die Aktivität des Menschen muss *Formen* annehmen und sich so zu abrufbarem Verhalten entwickeln – gemäß der Möglichkeiten des eigenen Körpers, seiner Organe und deren Funktionalität. Sie sind aber auch dem anzupassen, womit sich Menschen in ihrem Leben darüber hinaus konfrontiert sehen – wie dem Alter, dem Geschlecht, der Gesundheit, situativen Befindlichkeiten, bestehenden Behinderungen, Krankheiten oder Schädigungen. Zusätzlich bedingt die Persönlichkeit des einzelnen samt seiner Lebens- und Lerngeschichte menschliches Verhalten mit. So entwickelt der einzelne Mensch entsprechend dieser Gegebenheiten, immer bezogen auf die ihn umgebende Welt, die ihm möglichen Fähigkeiten und Fertigkeiten, wie auch seine Vorlieben und Grenzen. Damit weiß er sich für den Alltag gut ausgerüstet und zuversichtlich auf den Lebensweg gestellt. Sieht er sich mit Überforderungen konfrontiert, wird sich zeigen, ob sein Verhaltensrepertoire ausreicht und trägt. Dessen Qualität erweist sich darin, inwieweit es sich an verändernde Bedingungen anpassen kann – dann z.B. wenn ein Kind nicht nur die häuslichen Treppen überwinden, sondern auch in einen Bus oder Zug einsteigen soll. Anhaltende Überforderungen oder fortgesetzte Missverständnisse stellen eine Art Doppelpunkt für Verhaltensschwierigkeiten dar. Sich fortsetzende Schwierigkeiten tragen die Tendenz in sich, zu manifesten Verhaltensschwierigkeiten zu generieren.

Anpassungsleistungen sind nie nur „intelligente Leistungen“ (Piaget). Auf Grund *psychischer* Befindlichkeiten können diese zum Erliegen kommen, wenn der Mensch sich in Bedrängnis erlebt und massive Irritationen erfährt. Nicht übersehen sollten wir hierbei nicht nur einen gewissen Übungseffekt, sondern auch die Tatsache, dass dieser fast immer, um eine gewisse Wirkung aufrecht zu erhalten, zu einer Steigerung führt.

(3) Zum Problem der Verhaltensschwierigkeiten und Verhaltensstörungen

Schon Paul Moor lehrt uns, *zuerst zu verstehen, dann erziehen*. Noch viel mehr gilt das im Umgang mit Verhaltensschwierigkeiten und Verhaltensstörungen – selbst dann, wenn aus akutem Anlass heraus ein *sofortiges Eingreifen* unumgänglich ist. Ordnet man Verhaltensschwierigkeiten oder Verhaltensstörungen außerhalb herkömmlicher pathologischer Begriffe vom „Verstehen“ her und gemäß ihrer Wirkung, ergäbe sich u.a. nachfolgende Gruppierung:

(1) ein Verhalten, das quantitativ auffällig ist – im Sinne von zu viel oder zu wenig
(2) ein Verhalten, das qualitativ auffällig ist – im Sinne von un- bzw. überproduktiv
(3) ein Verhalten, das kommunikativ belastend ist – als zerstörend oder überfordernd

(4) ein Verhalten, das aus- oder verschließt – und daher allen Beteiligten abträglich ist
(5) ein Verhalten, das selbstschädigend ist – auch wenn es anders gemeint ist
(6) ein Verhalten, das Energie kostet – letztlich aber ohne erhoffte Wirkung bleibt

Und nicht zuletzt sind noch „innere Zustände" der Person zu benennen, wo das Verstehen gezeigten Verhaltens (z.B. bei Amokläufen) an eine Grenze gelangt und die Unterbindung wie auch die Aufarbeitung nach anderen als nur nach (heil)pädagogischen Mitteln ruft.

Gedacht sei hierbei auch an schwere stuporöse Zustände, an massive epileptische Anfälle, an dramatische Schmerzzustände oder an hochakutes erethische Verhalten, um nur einige zu nennen. Hier spielen Stoffwechsel, Hormone wie auch hirnorganische Prozesse die Hauptrolle, wenngleich psychosomatische und psychosoziale Belastungen als Ursachen wie auch Fehlentwicklungen niemals außer acht zu lassen sind.

Zusammengefasst können Verhaltensschwierigkeiten entstehen

(1) auf Grund physiologisch funktionalerer Begrenzung
(2) auf Grund psychischer Konstellationen
(3) auf Grund über- oder unterfordernder Umwelt- bzw. Lebensbedingungen
(4) auf Grund nicht anpassungsfähiger Verhaltens-Aktiva
(5) auf Grund psycho-physischen situativen Missbefindens
(6) auf Grund von Entwicklungs-, Lern- und Bildungsdefiziten
(7) auf Grund gesellschaftlicher Gegebenheiten
(8) auf Grund eines schwierigen lebensgeschichtlichen Kontextes
(9) auf Grund unerfüllter Bedürfnisse oder eines Machtanspruchs

Entsprechend dieser vielgestaltigen Liste sieht die Möglichkeit der *Intervention* ebenfalls sehr unterschiedlich aus. Doch *vor* jeder Intervention selbst rangiert – neben der aufmerksame *Wahrnehmung* – das *Verstehen* und die Frage nach der *Botschaft wie auch deren Bedeutung*, die mit dem gezeigten Verhalten quasi als Vehikel zum Ausdruck kommt.

So gesehen ist Verhalten immer Ergebnis wie auch „Schilderung" eines Beziehungs-Verhältnisses und ein gestörtes wie auch *schwieriges Verhalten* Ausdruck einer *Störung* solcher Beziehungsverhältnisse. Damit berühren wir die *existentielle Bedeutsamkeit des Verhaltens* samt dessen Fehlformen, Mängel oder Besonderheiten.

(4) Jede Verhaltensstörung – eine existentielle Herausforderung auch für den Pädagogen/die Pädagogin

Verstehen bzw. Verständnis zu erbringen, das ist das eine, *Veränderungen* in Gang zu bringen das andere. Doch mit dieser bipolaren Zugangsweise allein werden wir einer Verhaltensstörung als Ausdruck gegebener Befindlichkeit und individueller Absicht kaum gerecht. Und das Erleben von Grenzen – und dies auf beiden Seiten – dem Betroffenen wie dessen Begleiter – eröffnet nochmals eine weitere Dimension. Wenn *Verhaltensprobleme* vorwiegend *Beziehungsprobleme* darstellen, müssen alle *Beziehungspartner* gleichermaßen in den Blick genommen werden. Sie alle eint, sich in dem hoch explosiven Terrain und gleichzeitig ebenfalls hoch sensiblen Spiel von Macht und Ohnmacht vorzufinden:

(a) jene, die grenzwertiges Verhalten produzieren,
(b) die Welt, innerhalb deren sich grenzwertiges Verhalten bildet und ereignet – dazu
(c) jene, die mit Personen umgehen müssen, die grenzwertig leben

zu (a) jene, die grenzwertiges Verhalten produzieren:

Es ist schwer, solche Lebenssituationen wie auch Lebensereignisse quasi neutral zu beschreiben. Sie gehen unter die Haut – auch weil sie fast immer mit Selbst- und/oder Fremdverletzung verbunden sind. Die Betroffenen sperren sich in ihr Handeln ein, ohne dies meist willentlich zu wollen, und ohne sich da-

raus aus eigenen Stücken befreien zu können. Dieses pausenlose Rufen nach „Hilfe“, das immer wieder neue „Vermüllen“ oder das unerwartete „Schlagen im Bus“ sind mehr als eine Gewohnheit. Eher erinnert solch ein Verhalten an einen Zwang oder man mag an Stereotypien denken, die quasi automatisch ablaufen. Die davon betroffenen bzw. beeinträchtigten Personen werden selten wahrgenommen und das eigene Tun kaum als schädigend erlebt. Dass man sich selbst abschließt, sich in einem Kreis bewegt oder in eine Festung verbarrikadiert, stellen eher Außenstehende fest als die Verursacher selbst. Wenn man nicht weiß, was man versäumt, vermisst man das Versäumte auch nicht. Dass man am Ende sogar seine persönliche Entwicklung gefährdet, wird jenen Menschen meist ebenso wenig bewusst. Am ehesten erleben diese den zunehmenden Rückzug ihnen vertrauter Menschen bzw. deren sich ausweitende Distanzierung. Sie selbst geraten mit zunehmender Automatisierung in eine immer größere soziale Einsamkeit. Solche Verlust- und Frustrationserlebnisse können das störende oder schädigende Verhalten wiederum neu entfachen und am Ende sogar verstärken.

Zu (b) die Welt

Die Welt als Sample sozialer, geistiger wie auch materialer Momente bleibt weitgehend ungefragt und uninteressant. Man greift nicht ein, will weder von „der Welt“ etwas wissen noch in ihr etwas gestalten. So bleibt die Welt bestenfalls wie sie ist, sie wird durch grenzwertiges und damit herausforderndes Verhalten kaum bereichert, auch nicht gepflegt, schon gar nicht bewundert oder geschätzt. Sie dient bestenfalls als Projektionsfläche für eigene Befindlichkeit. Es ließe sich sogar von einer Art „Missbrauch“ sprechen, würde man nicht jedes Verhalten als subjektiv sinnvoll verstehen. Dann wäre in der Folge selbst ein zerstörerischer Agieren gegenüber bzw. in der Welt eine subjektiv *sinnvolle Umgangsweise*. Der Welt steht es frei, darauf zu „reagieren“ – indem z.B. Dinge kaputt gehen oder aber jemand sich zu wehren beginnt oder Materialien ganz bleiben und widerstehen. Immer noch besteht die Chance für den Verursacher, am Ende doch seine ganz persönlichen Erfahrungen zu ziehen. Ob und wann dies der Fall ist, zu beurteilen, steht keinem Außenstehenden wirklich zu. Dass man als Gegenwehr die Welt in ihrer Vielfalt zu schützen versucht, besonders wenn es um andere Menschen, Pflanzen oder Tiere geht, ist mehr als eine Selbstverständlichkeit.

Zu (c) Betreuer bzw. Angehörige

Diese sind nach meiner Überzeugung von ganz herausgehobener Bedeutung – jedoch nicht in dem Sinne, *grenzwertiges* Verhalten in ein *norm-orientiertes* Verhalten umzuwandeln. Das ist ja genau deren Problem, mit dem eigenen Können wie mit ihrer Kraft selbst an eine Grenze zu geraten, wo es weder ein Hinüber zum anderen gibt noch einen „Schlüssel“, um ein Stopp zu erreichen. Sie sind dem Verhalten ebenso ausgesetzt wie der Verursacher selbst – manchmal in noch größerer Hilflosigkeit als dieser. Während dieser agiert, müssen Begleiter und Angehörige dieses ertragen oder gar erleiden.

Und genau deshalb heißt das auf Grund vielfältiger eigener Erfahrung, mich an vorderster Stelle und allem voran für die Begleiter und Angehörigen mit allem verfügbaren Engagement einzusetzen. Der häufig zu lesende Verweis auf erworbene Professionalität nützt wenig. Denn selbst diese kann durchbrochen und total entkräftet und sowohl den betreffenden behinderten Menschen als auch deren Betreuer ungewollt, aber doch sehr zielsicher als Lebensbasis entzogen werden. Es gilt, alles nur Denkbare zu tun, sich durch grenzwertiges oder grenzverletzendes Verhalten selbst nicht „anfressen“ zu lassen, wie es ein Mitarbeiter einer Sondergruppe für extrem schwierige behinderte Menschen formulierte. Alle weiteren Hinweise, Ratschläge oder Methoden sind in den Wind zu schreiben, wenn man keine Energie mehr hat, diese auch nur ansatzweise durchzuführen oder im Alltag umzusetzen. Hat sich zu viel innere Ablehnung in einem aufgebaut, macht man keinen Schritt mehr auf den Verursacher zu und jedes Moment von Nähe ist auf Grund vollzogener, meist massiver innerer Kränkung schon eines zu viel. Dabei lebt heilpädagogisches Handeln nahezu alternativ-

los von der *Bindung*, die zwischen Menschen besteht.

Das, was den einzelnen belastet, sind subjektiv meist sehr unterschiedliche Momente. Mit dieser Tatsache verbindet häufig eine erste Hoffnung. Was der eine nicht mehr er- und verträgt, meistert vielleicht der Kollege, die Kollegin. Insofern spielt in der heilpädagogischen Arbeit mit so schwierigen Menschen das Team eine ganz besondere, ja eine entscheidende Rolle – allerdings nur, wenn man dort in großer Offenheit über das redet, was für den einzelnen schier unerträglich ist.

Im Rahmen einer Supervision mit davon betroffenen Mitarbeitern ergab sich bzgl. der erlebten Belastungen folgende Liste:

Allem voran werden zum einen schrille Töne, ständiges, scheinbar unmotiviertes Schreien oder Rufen, das Kreischen, Kratzen, Klopfen und Knirschen oder das Schlagen, Kneifen, Boxen oder Zwicken usw. als äußerst belastend empfunden, zum anderen aber auch das Ausspucken von Essen, das Spucken insgesamt oder das Verweigern von Nahrung; dann sind es all jene Handlungen, die oft zu nur noch schwer abheilenden Verletzungen führen; dann das aggressive Herumwerfen von Gegenständen oder das Zerreißen x-beliebiger Materialien und auch das wahllose „Verzehren“ von allem, was habhaft oder durch Kratzen an Tapeten, Wänden oder Holzstücken zu erreichen ist – und schließlich das Verschmieren von Speichel und Kot. Auch diese Reihe ließe sich unschwer fortsetzen.

Durchgängig frustrierend sind jene Situationen, wo *lebensvolle* Moment *lebensverweigernden* quasi in Konkurrenz gegenüberstehen – dort also, wo das Ja mit einem Nein konfrontiert wird und sich letztlich ein „Krieg“ daraus zu entwickeln droht. Schnell wird der Akteur oft auf Grund einer an sich nur begrenzten Aktion zum „schwarzen Schaf“, dem alle ausweichen und ihn zusätzlich in eine Isolation treiben, anstatt ihn doch noch „irgendwie“ aufzufangen. Auch wenn es äußerlich nach einem Kampf im Sinne von „Mal sehen, wer hier der Stärkere ist“ aussehen mag, geht es doch um die Rettung der „eigenen Haut“. Doch diese „Haut“ meint selten die konkrete Haut, sondern die innere Kraft, die persönlichen Werte und der Glaube an das eigene Können, Wollen und Vermögen.

Allein aus diesem Grunde steht für mich an vorderster Stelle nicht der behinderte, verhaltensschwierige Mensch, sondern allem voran deren *Begleiter*, *Betreuer* und *Angehörigen* „in Schutz zu nehmen“. Nur wenn diese in der Lage sind, Grenzsituationen zu ertragen und auch für eine gewisse Zeit aushalten, machen weitere Überlegungen bzgl. einer Verhaltens-Analyse oder Verhaltens-Änderung Sinn. Keiner der betroffenen Klienten hat etwas davon, wenn er sein soziales Umfeld in seinen Bannkreis zieht, Mitarbeiter wie Angehörige dann ebenfalls dessen zerstörerischen Energien (selten Absichten!) ungehindert und ungeschützt ausgesetzt sind und sie am Ende handlungsunfähig werden.

Exkurs: Idiosynkrasien

Oft aber liegen die Grenzen möglicher Zuwendung weniger bei dem einzelnen behinderten Menschen selbst, der durch seine Aktivitäten Betreuer wie Angehörige an die *Grenzen* führt, sondern wir als Helfer und Begleiter produzieren die *Grenzen* in uns selbst – oder noch anders formuliert: In uns selbst bauen sich Grenzen auf, die uns selbst schier unüberwindlich erscheinen. Sie verwehren einen freien, unbelasteten Zugang zu einzelnen schwierigen Klienten, ohne dass dieser dafür zum „Schuldigen“ im Sinne eines Verursachers erklärt werden kann. Es ist „etwas“ an ihm, das dem Betreuer zutiefst und meist unerklärbar entgegen steht – seinen es die Beschaffenheit der Haut, verschiedene Ausdünstungen, die Form der Hände, manche Blicke oder auch akustische Ereignisse wie oben bereits erwähnt. Man bezeichnet solche Befindlichkeiten als „Idiosynkrasien“, die bislang bestenfalls als „Ekel“ wahrgenommen und vereinzelt auch diskutiert, aber in ihrer Wirkung als innere Abwehr viel zu wenig untersucht werden. Silvia Bovenschen zählt zu jenen AutorInnen, die sich in einem eigenen Buch, wenn auch in einem größeren Zusammenhang, genau damit befasste.

Idiosynkrasien

Gedanken aus dem Buch „ÜberEmpfindlichkeit" von Silvia Bovenschen. München 2000

In der Idiosynkrasie entziehen sich einzelne *Organe der Herrschaft des Subjekts;* selbständig gehorchen sie biologisch-fundamentalen Reizen.
Idiosynkrasien sind *Abneigungen* bzw. bezeichnen einen *Widerwillen*, der sich tief in uns einnisten kann und unser Verhalten reguliert und prägt.
Idiosynkrasien sind Spezialneigungen und Spezialabneigungen, die ‚irgendwie' mit dem *Nervensystem* zusammen hängen, durch die *Lebensgeschichte* aber verstärkt oder auch abgeschwächt werden können.
Fast immer sind Idiosynkrasien ‚Mischungen', die selbst emotional ebenso wenig eindeutig sind wie Angst, Ekel oder gar der Schmerz. Aber auch Phänomene, die diese Idiosynkrasien hervor rufen, sind wieder ‚Mischungen', d.h. sie sind oft ebenso wenig eindeutig wie ihre Auslöser es sind.
Schmerz steht für Eindeutigkeit, während Idiosynkrasien sich – im Gegensatz dazu – als Phänomen der *Immanenz* (innewohnend) erweisen.
Idiosynkrasien sind ein *ambivalentes* Gefühl, mit dem man selbst auf *Ambivalenzen* reagiert. Auf die jeweilige Situation kommt es entscheidend an.
Für Silvia Bovenschen sind Idiosynkrasien ein *ethischer Begriff*, weil er in uns Widerstand erzeugt gegen die Dinge, Situationen oder Personen, die man ablehnt.
Silvia Bovenschen möchte diese *flüchtige* Aversion in ihrer Potenz und Bedeutung aufwerten – wie es auch die Werbung tut, und diese *positiv* umzulenken, um daraus ein *bleibendes* Verhalten zu formen und über das sonstige Lernen hinaus *Erinnerungs-Spuren* gegen das Vergessen (z.B. unwertes Leben im Dritten Reich) in den Menschen zu implementieren.
Als permanente Variation lässt die Idiosynkrasie keine Eindeutigkeit und keine Dialektik zu; sie ist als ‚auftauchender Widerwille' der „kleinen Negation" ähnlich.
In ihrer *Selbstbezüglichkeit* eignet sich das Phänomen der Idiosynkrasien fast zu einem neuen ‚Reflexionsbegriff.' Über sich und seine Abwehr lohnt es ernsthaft nachzudenken.
Insofern könnte man das neue Buch von Frau Silvia Bovenschen als „neue Affektenlehre" verstehen, was pädagogisch bislang weder im Blick ist noch (sonder)pädagogisch in irgendeiner Weise Anwendung findet oder auch genutzt wird.
Der vielleicht wichtigste Satz von Frau Silvia Bovenschen ist: **Solange wir diesen feinen Widerwillen in uns spüren, wollen wir noch etwas vom Leben.**
Menschen, die solchen Widerwillen zeigen, wehren sich gegen das Vergessen, wie auch umgekehrt dieser Widerwille Erinnerungen in uns setzt.
Idiosynkrasien leben vom Augenblick – sie ereignen sich im Augenblick – und sie wirken über den Augenblick hinaus.

(5) Zur Beeinflussung von extremem Verhalten durch (heil)pädagogisches Handeln

Verständlicherweise drängt sich fast immer das Suchen nach Möglichkeiten der Einflussnahme als erstes auf; manche Schwierigkeiten oder Störungen sind auch so *leid*-schaffend und bzgl. von Entwicklung, Bildung oder Kommunikation so ausschließend, dass man sich schon allein deshalb um eine Veränderung bemühen muss. Doch ohne eine *andere* Sichtweise – eine Sichtweise, die nicht das Fehlende in den Mittelpunkt des Interesses setzt – geht kaum etwas voran.

Es sei in diesem Zusammenhang nochmals an Paul Moor und seinen Satz erinnert, „nicht *gegen* den Fehler, sondern *für* das Fehlende" zu arbeiten. Doch es gibt hierbei *drei* kaum weg zu diskutierende Grenzen zu beachtend anzuerkennen – das eine (1) betrifft die *Behinderung*, das andere (2) die *Individualität* und schlussendlich (3) geht es um die zu vermittelnde Botschaft und Aufgabe.

Zu (1)
Auf keinen Fall wollen, ja können wir die Behinderung „weg trainieren". Ein Mensch mit Down-Syndrom hat das Recht, so zu sein, wie man eben mit einem Down-Syndrom ist – ohne jetzt Details zu beschreiben. Das Gleiche gilt für Menschen mit autistischen Zügen oder solche, die mit Anfällen zu kämpfen haben. Diese Phänomene „erzeugen" jeweils ein ganz eigenes, manchmal auch typisches Verhalten, das nicht unmittelbar mit Verhaltensschwierigkeiten gleichgesetzt oder als solche bewertet werden darf. Allerdings kann ein Kind mit Down-Syndrom sich als verhaltensschwierig zeigen, während andere Kinder mit dem gleichen Syndrom es eben nicht oder weitaus weniger sind.

Zu (2)
Das Gleiche gilt für die Individualität. Die Grenze ist dort, wo wir mit pädagogischen oder psychologischen Maßnahmen in die individuelle Erkennbarkeit eines Menschen ein- und sie damit auch angreifen – eher könnte es darum gehen, durch (heil)pädagogische Maßnahmen helfend unterstützend mitzuwirken, damit der bzw. die andere Person immer mehr das sein kann, was er oder sie sein und damit werden soll – nämlich eine unverwechselbare Persönlichkeit. Dass nicht jede Ausformung einer Persönlichkeit „weichgespült" und umgänglich ist, sondern Ecken und Kanten besitzt, gehört mit zu ihrem individuellen Sein und nicht in die Kategorie von Störung oder Verhaltensschwierigkeiten. Allerdings sind dabei die Grenzen sicherlich fließend.

Zu (3)
Noch schwieriger ist das Anliegen zu verstehen, dem anderen nicht unbedacht oder vorschnell dessen Lebensprobleme oder gar Leid durch falschen, weil letztlich unproduktiven Trost „weg nehmen" zu wollen. Der einem Menschen eigenen durch Behinderung, Krankheit oder Belastung entstandene Betroffenheit ist auf Grund deren Einmaligkeit mit Würde zu begegnen, dass selbst Wut, Zorn oder Hass allein nicht ausreichen dürfen, hier vorschnell intervenierend einzugreifen. Eine Krankheit wie auch eine Behinderung ist eine Lebensaufgabe – und als solche auch wahrzunehmen und mit ihr leben zu lernen.

Es geht wohl darum, nochmals darüber nachzudenken, was denn *Veränderung* insgesamt meint, welchen *Bereich* dieses Ansinnen „Veränderung" betrifft und welch ein *Ziel* diese Veränderung verfolgt. Erst dann lohnt es sich, über entsprechende Methoden und Hilfsmittel eine Entscheidung herbeizuführen.

Bei schwierigem Verhalten – sei es nun aggressiver oder zurückgezogener Art – geht es wohl darum, dieses zu stoppen und in einem zweiten Schritt jenes Verhalten in die Richtung des Gegenteils zu verkehren – der Aggressive sollte kraftvoll und der Zurückgezogene lebendig werden. Bei aller Verständlichkeit dieses Denkens und Ansinnens sind wir dennoch nicht über das „Angehen des *Fehlers*" hinaus gekommen und haben das *Fehlende* noch lange nicht berührt und schon gar nicht ausgeglichen. Doch wie macht man das bloß?

Eigentlich scheint es doch ganz einfach zu sein:

Wir gehen als Basis von einer bleibenden und gleichzeitig grundlegenden *Freundlichkeit* und Wohlwollen als Haltung dem anderen Menschen gegenüber aus – unabhängig davon, wie er auch beschaffen sein mag, was er leistet oder mit welchen Schwierigkeiten er lebt. Freundlich kann jener sein, der sich in seiner eigenen Haut wohl fühlt, und wohl fühlen wird sich auf Dauer nur, wer sich im dichten Geflecht der vielen Aufforderungen, Verlockungen, Erwartungen und Vorgaben einigermaßen *sicher* erlebt. Um dies zu erreichen, gibt es wohl keinen anderen Weg, als sich im Spannungsfeld von Freisein und Verpflichtetsein aufzuhalten und immer wieder neu zu orientieren.

Freisein bedeutet, die Freiheit als „Selbstgehörigkeit" *(Romano Guardini 1988, 11o ff)* zu begreifen. Der Freiheitscharakter des eigenen Lebens besteht darin, sich „aus souveräner Initiative heraus zu entscheiden" (ebd.). Konkret wird das in jedem Moment, wo wir wählen können – wählen nach unserem Bedürfen wie auch nach unserem Vermögen (Kompetenzen!) und immer gemäß unserer Aufgabe.

Im Spiegelbild der Freiheit erwacht als Gegenphänomen die Erfahrung des Unabänderlichen. Nur die Freiheit erfährt das Unabänderliche. Und erst die Erfahrung des Unabänderlichen gibt der Freiheit das volle Bewusstsein ihres eigentlichen Sinnes. Es kann aber auch die Gewissheit, frei zu sein, in Frage stellen…. Die Freiheit erlischt dann gleichsam im Erlebnis des Müssens. (ebd.)

Verpflichtsein hat mit den jeweiligen Aufgaben zu tun, die einem obliegen oder denen man sich aus eigenem Entschluss stellt. Man gibt damit bewusst seine Freiheit ein Stück weit auf, gewinnt aber gleichzeitig für sich Befriedigung wie auch Erfüllung, wie sie die Freiheit bzw. das Freisein so nicht zu schenken vermögen.

Und dies erscheint mir von großer Wichtigkeit, selbst in noch so schwieriger Konstellation, weder seine Freiheit noch seine Aufgabe aus dem Blickfeld zu verlieren. Beides sind für den Begleiter und Betreuer wie ein durch nichts zu ersetzender Halt. In Variation gilt dies gleichermaßen für Eltern und Angehörige. Um diesen Halt geht es ja auch Menschen mit „extrem schwierigen Verhalten“. Karl Leitner weist mit Recht auf das alles bedingende „Bedürfnis nach Sicherheit“ hin (2007) und schildert in seinem Buch nicht nur eindrucksvolle, sondern vor allem überzeugende Beispiele aus seiner langen Berufserfahrung. Dort findet man auch in einem guten Sinne ganz konkrete, immer aber begründete und reflektierte Anleitungen für die eigene Praxis, ohne schalen Beigeschmack, zu glauben, in einem Rezeptbuch zu blättern. Ich selbst allerdings erfuhr auch das Gegenteil. Dann wenn Menschen sich sehr in sich eingesperrt haben, besteht auch ein „Bedürfnis nach Unsicherheit“ – also nach Bewegung und Lösung. Hier vermögen Musik, Malen wie auch Rhythmik wunderbare Hilfen sein.

Und das zum Schluss

Häufig sehen wir uns als Heil- und Sonderpädagogen durch das schwierige *Verhalten* eines behinderten, kranke wie auch alte Menschen in unserem heilpädagogischen wie auch pflegenden oder assistierenden Tun gestört, vergessen aber dabei oft, dass wir umgekehrt nicht selten auch unsere Klienten in ihrem Selbstsein-Wollen stören. Falsch wäre es, *nicht erfolgreiche* Interventionen als *persönlichen Misserfolg* zu verbuchen, anstatt dem Gefühl des Sichgestört-Fühlens erst einmal recht zu geben. Das heißt dann noch lange nicht, sämtliche Aktivitäten zu unterlassen, anstatt Fantasie zu entwickeln, wie man den anderen wenigstens zeitweise doch noch gewinnen kann.

Verhaltensschwierigkeiten sind immer *Ausdruck* von Lebensgeschichten und der daraus sich ergebenden Befindlichkeit und *Einblick* in *lebensgeschichtliche* Zusammenhänge mit einem meist langem Gewordensein. Entsprechend einer solchen Sicht ist *langer Atem* angesagt und die Bereitschaft, immer wieder *neu anzufangen, gemeinsame Lern- und Lebensräume* zu schaffen. Diese zusammen mit dem einzelnen behinderten Menschen zu gestalten und vor allem die wie auch immer geartete *Kommunikation möglichst nie abzubrechen*, auch wenn wir sie oft als „Angriff“ auf die *Integrität der eigenen Person* erleben und manchmal auch beabsichtigt ist, stellt sich als die alles bestimmende Aufgabe heraus.

Grenzerfahrungen bringen Begleiter, Betreuer wie auch Angehörige oft in die Situation des Selbstzweifels – bzgl. des eigenen Vermögens wie auch bzgl. der Aufgabe und dessen Sinnhaftigkeit. Das fördert nicht selten eine erneute Auseinandersetzung zutage und führt am Ende vielleicht zu einer Neu-Orientierung in bislang nicht gesehene Richtungen. Es wird aber auch die Fantasie angeregt, sich neu mit der Art und Weise seiner Aufgabe zu befassen, sich nach neuen Methoden umzusehen und vor allem wieder seine *Liebenswürdigkeit* wie sein Verständnis seinen Klienten gegenüber zurück zu gewinnen, falls dieses schon Schaden genommen haben sollte.

Grenzen setzen jedem Machtanspruch ein Stopp entgegen; gerade schwierigstes Verhalten steckt voller Machtimpulse und weckt solche Machtimpulse; ihnen nicht zu erliegen und das Scheitern zu akzeptieren wie auch neu Demut zu erlernen, schält sich als unverzichtbare Aufgabe heraus. Es gilt aber auch, sich ein

Stück weit zu *immunisieren*, um nicht jedem störenden Moment zu erliegen und sich bereits vom ersten Nein angegriffen zu fühlen. Zu dieser Immunisierung gehört auch, das Leid Leid sein zu lassen und nicht alles nach noch so idealen Vorstellungen ändern oder gar wenden zu wollen. Jede Not, jede Schwierigkeit und jedes Leid transportieren die ihnen eigene Botschaft – wobei sich die Botschaft für die Betroffenen und jene für die Begleiter und Angehörigen nicht decken müssen. Das Gegenteil ist oft der Fall. Zudem bleiben diese Botschaften oft als Rätsel, für manche als Geheimnis bestehen – und trotzdem müssen sie gelebt bzw. muss mit ihnen gelebt werden. Um nicht in einem Burnout-Zustand zu enden, mag auch ein Gedanken von I. Kant für den einen oder anderen dienlich sein: Der Himmel habe den Menschen als Gegengewicht zu den vielen Mühseligkeiten des Lebens drei Dinge gegeben – die Hoffnung, den Schlaf und das Lachen. Vielleicht sollten wir tatsächlich, so „platt“ es auf den ersten Blick klingen mag, ab und zu mehr schlafen oder auch immer wieder von Herzen lachen im Sinne von „Du wirst nicht glauben, was sich der Jens heute wieder geleistet hat!“

Konkrete Hinweise – nicht nur nachgereicht:

Auch wenn sich bei Hinweisen dieser Art in mir sehr schnell Widerstände melden, will ich zum Schluss von *vier* Beispielen erzählen. Sie sind weder als Rezept noch als Heilmittel zu verstehen. Gewonnen aus fremder wie aus eigener Praxis, sprechen sie für sich:

(1) In der TV-Dokumentation „Das andere Dorf“ (ARTE) wird ein Mann vorgestellt, vor dem durch seine Zerreißleidenschaft nahezu nichts mehr sicher war. Man griff sein (monologisches) Verhalten auf und machte das an sich lästige Zerreißen zu seiner „Arbeit“. Er fand einen Platz in der Förderstätte, wo er nahezu den ganzen Tag Papier zerriss. Das ihm zur Verfügung stehende Papier wechselte in Farbe und Struktur – und für die entstandenen Schnitzel stellte man ihm kleinere Schachtel mit Sichtfenster zur Verfügung. Es entstanden kleinen Schachteln mit Papierschnitzel von Herrn S., die man als Erinnerung im eigenen Shop erwerben konnte.

(2) Dem Vermüllungsproblem kann man insofern ein Stück weit entgegnen, dass man einige Kartons, groß beschriftet, aufstellt, damit wenigstens bzgl. des Mülls in der Wohnung eine gewisse Ordnung geschaffen wird – damit ist das Sich-Trennen von den Dingen noch nicht erreicht, aber ein erster Schritt getan. Ob sich damit ein erster Schritt des Vertrauens vermitteln lässt, der dann nach weiteren Stufen einmal zum gemeinsamen Aufräumen führt, bleibt offen. Wichtig ist, in keinen Kampf des Dagegens zu geraten, sondern ein Wohlbefinden von Ordnung anzuregen.

(3) Menschen, die wie die eingangs erwähnte Frau, ständig gleiche Wörter rufen, sollte man sich nach streng einzuhaltendem Plan wie auch ebenso genau bemessenen Zeiten zuwenden, in dem man ihre Hände in einem gewissen Rhythmus streichelt oder diese anfasst und mit ihnen „schwingt“ oder mit ihr gleiche Tonfolgen singt. Der Beginn wird durch eine ebenfalls ritualisierte Begrüßung gesetzt, wie auch das Ende mit einem Mini-Abschieds-Ritual gekennzeichnet ist. Auf diese Weise baut man eine gewisse Erwartungshaltung auf, lässt Zuwendung erleben ohne den Zwang, das Schreien oder Rufen unbedingt beenden zu wollen. Gleichzeitig tut man sich insofern etwas Gutes, weil man jenseits von Idiosynkrasien Zuwendung und damit eine Leistung erbracht hat. Nicht der Erfolg oder Misserfolg zählen, sondern das Tun.

(4) Christian, acht Jahre, besuchte an wenigen Tagen in der Woche und meist jeweils nur stundenweise die Schule für Geistigbehinderte. Seine Familiengeschichte war von großen Sprüngen gekennzeichnet und den damit verbundenen Unregelmäßigkeiten in Mitleidenschaft gezogen. In seiner Klasse war Christian fast unerträglich. Mit großem Geschick, weltmeisterlichen Geschwindigkeit und einer kaum zu bändigenden Kraft zerriss er alles, was ihm in

den Weg kam oder er erreichen konnte. Bremste man ihn dabei oder nahm man ihm seine Dinge weg, biss er sich, kratzte, tobte und schrie wie am Spieß. Einmal in der Woche nahm ich ihn zu mir und hielt mich mit ihm 6o min. in einem bis auf einen verschlossenen Schrank und einer Bank total leeren Raum auf. Ab und zu brachte ich einen Korb, dann auch einen Eimer mit. Mit diesen transportierten wir Gegenstände, später auch Sand, dann sogar Wasser von einem Ende zum anderen Ende des Zimmers. Sowohl der Eimer wie der Korb erlaubten, dass wir diese Gegenstände gemeinsam trugen, ohne unmittelbare Handberührung. Der total reizarme Raum positiv auf Thomas wie auch die gemeinsame Aufgabe, die wir ritualisiert zu meistern versuchten, wirkt positiv, d.h. beruhigend wie auch motivierend auf diesen kleinen stets zornigen Christian. Misslangen solche Aktionen, riss sich er los, flüchtete in eine Ecke oder mit motorisch erstaunlichem Geschick auf den Schrank und trommelte „sinnlos“ auf die Wand, biss sich oder spuckte. Selbst wenn es zu keinen solchen Ausbrüchen kam, waren sowohl er als auch ich nach den 6o min. jeweils schweißgebadet – und trotzdem lockerte sich sein Verhalten ganz allmählich,. Auch wenn Christian heute immer noch in einer „Spezialgruppe“ lebt, kann er in guten Zeiten eine Förderstätte besuchen und sich phasenweise einer Aufgabe widmen.

Immer geht es darum, die *Zuwendung* zum behinderten oder wie auch immer schwierigen Menschen *nicht zu gefährden*, gleichzeitig aber sich selbst aus der „Schadenszone“ möglichst herauszuhalten. Gleichzeitig sind Lebensfelder zu finden, selbst wenn diese nur wie kleine Oasen sind, innerhalb deren man einigermaßen „normal“, d.h. befriedigend für beide Seiten miteinander umgehen und sich begegnen kann. Dabei wird die Grenze als wichtiges Faktum nicht außer Kraft gesetzt. Grenzen sind „heilige Orte“ und zusätzlich mit vielen Funktionen wie auch mit individuell hoher Bedeutung aufgeladen. Sie zu überschreiten allein stellt schon ein höchst ambivalentes Geschehen dar, sie erst einmal als „unantastbar“ zu erachten, eine vornehme Haltung. Dennoch ist Durchlässigkeit von beiden Seiten zu fordern und an dieser mit aller Hingabe und Zuversicht zu arbeiten. Macht oder gar Gewalt wären hierbei ein völlig ungeeignetes Mittel, Liebe und Versöhnlichkeit dagegen, getragen von Stimmigkeit und Authentizität, das Mittel der Wahl. Solange Liebenswürdigkeit in einem noch wohnt, ist man noch nicht an jener schier „tödlichen „Grenze angekommen – und an der notwendigen Langmut wie an der notwendigen Selbstbegrenzung ließe sich darüber hinaus immer arbeiten, vor allem wenn extreme Schwierigkeiten alles zu dominieren scheinen. Schließlich gilt es, das zu unterstützen, was auf den Weg kommen kann und will, und das zu belassen, was sich der Veränderung schicksalhaft entzieht. Gewinnen kann wohl nur jener, der auch das Scheitern als Seinsmöglichkeit des Menschen anerkennt und sich diesem nicht verweigert. Oft liegt in der Schwäche die Kraft.

Wo ist die Grenze der Dinge

Du hast nicht das Recht
deine Wahrheit
zu meiner Wirklichkeit
zu machen

Du hast nicht das Recht
meinen kleinen Körper in den
Schatten deiner leeren Worte
zu stellen

Du hast nicht das Recht
eine gewaltige Kraft
in kräftige Gewalt
zu verwandeln
Der Raum zwischen uns bebt

Sag mir
wo ist die Grenze
der Dinge

(Carolina Geiger; Siegergedicht des Schüler-Lyrik-Wettbewerbs der Mörike-Gesellschaft 2008)

Literatur

- **ARP, CLAUDIA UND DAVID:** Und plötzlich sind sie 13 – oder: Die Kunst, einen Kaktus zu umarmen. Gießen 2002
- **BOVENSCHEN, SILVIA:** Über-Empfindlichkeit. Spielformen der Idiosynkrasien. München 2001
- **BREITINGER, M./FISCHER, D.:** Intensivbehinderte lernen leben. Würzburg 1993 (bes. Kap. 3!!!)
- **FISCHER, DIETER:** Am Ort der Mühe wohnen. Würzburg 1998
- **FISCHER, DIETER:** …den Dialog suchen. Würzburg 1999
- **FISCHER, DIETER:** Heilpädagogik – ein Versprechen. Würzburg 2009
- **FINGER, G./SIMON-WUNDT.T.:** Was auffällige Kinder uns sagen wollen. Stuttgart 2002
- **FORNEFELD, BARBARA:** Menschen mit Komplexer Behinderung. München 2008
- **GUARDINI; ROMANO:** Welt und Person. München 1988
- **KAST, VERENA:** Abschied von der Opferrolle. Freiburg i.Br. 1998
- **LEITNER, KARL:** Sehnsucht nach Sicherheit. Dortmund 2008
- **OPP/FINGERLE/FREYTAG:** Was Kinder stärkt. München 2001
- **OPP, GÜNTHER/UNGER, NICOLA:** Kinder stärken Kinder. Hamburg 2006
- **PREKOP, IRINA:** Der kleine Tyrann. Welchen Halt brauchen Kinder? München 2/1991
- **PFITZNER, MICHAEL:** KEVIN tötet mir den letzten Nerv. Hohengehren 2000
- **SPECK, OTTO:** Verhaltensstörungen, Psychopathologie und Erziehung. München 1984
- **STENGER, URSULA:** Schöpferische Prozesse. München 2002
- **THEUNISSEN, GEORG:** Pädagogik bei geistiger Behinderung und Verhaltensauffälligkeiten. Bad Heilbrunn 2000
- **ZBFS - BAYERISCHES LANDESJUGENDAMT (2002):** Eltern im Netz. Verfügbar unter: https://www.elternimnetz.de (Datum des Zugriffs: 29.11.2008)

Der Autor

Dr. phil. Dieter Fischer,
Akad. Dir.
(bis 2003 an der Universität Würzburg – Lehrstuhl Sonderpädagogik II)
Altenbergring 58, D-97999 Igersheim
Tel. 0049 (0) 7931 / 2050
DGF-Fischer@t-online.de

Nach dem Dienst in der Bundeswehr Studium für das Lehramt Grund- und Hauptschulen; vertieftes Praktika in der Werbe-Psychologie; mehrere Praktika bei verhaltensgestörten und kriminellen Jugendlichen und Erwachsenen; Studium der Sonderpädagogik; Promotions-Studium der Psychologie, Psychiatrie und evangelischen Theologie; Begründer und Rektor einer Schule für Geistigbehinderte (Diakonie Neuendettelsau); zehn Jahre Leiter der Staatlichen Zusatzausbildung für Heilpädagogen an Sonderschulen (Bayerisches Kultusministerium); Leiter eines Fachseminars für das Lehramt an Schulen für Geistigbehinderte; sechs Jahre Assistent bei Prof. Otto Speck, München. Acht Jahre im Vorstand der „Helfenden Hände" (München) – eine Elterninitiative für schwerst und mehrfach behinderten Menschen unterschiedlichsten Alters – und jetzt noch deren Berater. Seit 1980 wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann Dozent an der Universität in Würzburg; engagiert in studentischer Beratungs-, Therapie- und Seelsorgetätigkeit und Mitglied in verschiedenen Lehrplankommissionen – u.a. bei der Erarbeitung des neuen Lehrplans für die FH Heilpädagogik in Linz. Seit 2003 freiberuflich in vielen Aufgabenfeldern tätig. Seit 1980 Erweiterung des Arbeitsschwerpunkts bezogen auf Menschen mit körperlichen und mehrfachen Behinderungen – einschließlich traumatischer Ursachen und deren Rehabilitation aus sonderpädagogischer Sicht (u.a. ein Jahr Mitarbeit im Unfallkrankenhaus Murnau; Abtg. für Rückenmarkverletzte und Praktika bei schädel-hirnverletzten Menschen im Reha-Bereich). Nach wie vor in der Eltern- und Angehörigenarbeit vielfältig engagiert.
Herausgeber/Autor (in) der Buchreihe „Neues Lernen mit Geistigbehinderten" (zehn Titel – dabei zwei Grundsatz-Bücher und Kochbücher für Nicht-Leser samt Lehrerhandbuch); drei Sammelbände mit Aufsätzen, Essays und Vorträgen („Ich setzte meinen Fuß in die Luft – und sie trug"; Band I – III); Entwicklung eigener Spielzeugserien für schwerst behinderte Kinder und Jugendliche, dazu Autor des Geschichten- und Liederbuchs samt CD („Ein Hund, das wär' mein größtes Glück"); weitere Bücher: „Am Ort der Mühe wohnen" (1997), „…den Dialog suchen" (1998) und „… und trotzdem: Lernen" (2000). Mitarbeit am Projekt samt Buch „Brennpunkte der Körperbehinderten-Pädagogik (U. HAUPT u.a.) (2007). Zusätzlich zahlreiche Aufsätze in diversen Fachzeitschriften und Mitherausgeber der Zeitschrift ZUSAMMEN (Hannover).